

ZWEI

Alessia steckt die Hände in die Taschen von Michals altem Anorak, um sie zu wärmen. Den Schal halb übers Gesicht gezogen stapft sie durch den eisigen Regen zu dem Apartmentkomplex am Chelsea Embankment. Heute ist Mittwoch, ihr zweiter Tag ohne Krystyna, und sie muss in die großzügige Wohnung mit dem Flügel.

Trotz des grässlichen Wetters verspürt sie so etwas wie Triumph, weil sie die Fahrt in der überfüllten U-Bahn ohne Panikattacke überstanden hat. Allmählich bekommt sie ein Gefühl dafür, wie London so tickt – zu viele Menschen, zu viel Lärm und viel zu viel Verkehr. Das Schlimmste ist jedoch, dass die Leute kein Wort miteinander wechseln, mit Ausnahme von »Entschuldigung«, wenn sie einen anrempeln, oder »Steigen Sie bitte ein«. Alle verschanzen sich hinter ihrer Tageszeitung, hören über Kopfhörer Musik oder starren auf ihre Handys oder E-Reader, sorgsam darauf bedacht, bloß keinen Blickkontakt mit anderen herzustellen.

An diesem Morgen hatte Alessia Glück und fand einen Sitzplatz in der U-Bahn, doch die Frau neben ihr ließ sich während der ganzen Fahrt am Handy lautstark über ihr misslungenes Date am Vorabend aus. Alessia ignorierte sie und langte nach einer herumliegenden Zeitung, um ihr Englisch zu verbessern, während sie wünschte, sie hätte Kopfhörer, um Musik zu hören und das Gekeife der Frau auszublenden.

Nach einer Weile schloss sie die Augen und gab sich einem Tagtraum hin, majestätische, schneebedeckte Berge und üppige Wiesen tauchten darin auf, die Luft erfüllt vom Duft nach Thymian und dem Summen von Bienen. Sie vermisst ihr Zuhause schmerzlich. Die Stille und die Ruhe dort. Sie vermisst ihre Mutter. Und ihr Klavier.

Sie bewegt die Finger in den Anoraktaschen, während sie an ihre Aufwärmübungen denkt. Sie kann die Noten klar und deutlich in ihrem Kopf hören und sie in leuchtenden Farben vor sich sehen. Wie lange ist es her, seit sie das letzte Mal gespielt hat? Beim Gedanken an den Flügel in der Wohnung wächst ihre Vorfreude.

Sie durchquert die Eingangshalle des historischen Gebäudes und geht zum Aufzug, wobei sie Mühe hat, ihre Begeisterung unter Kontrolle zu halten, und fährt in die oberste Etage. Montags, mittwochs und freitags gehört diese wunderschöne Wohnung mit den hohen, luftigen Räumen, den Holzböden und dem Flügel ihr ganz allein. Sie schließt die Tür auf und will die Alarmanlage ausschalten, doch zu ihrer Verblüffung ertönt kein Warnsignal. Vielleicht ist sie ja defekt oder gar nicht eingeschaltet. Oder ... O nein! Zu ihrem Entsetzen wird ihr klar, dass der Besitzer zu Hause sein muss. Sie steht vor den großen Schwarz-Weiß-Fotos und lauscht angestrengt auf Geräusche. Nichts.

Mirä.

Nein. »Gut.« Englisch. Denk in Englisch. Wer auch immer hier lebt, muss zur Arbeit gegangen sein und vergessen haben, die Alarmanlage einzuschalten. Sie ist dem Mann noch nie begegnet, aber er muss einen tollen Job haben, weil die Wohnung riesig ist. Wie soll sie sich sonst jemand leisten können? Sie seufzt. Der Mann mag reich sein, aber er ist schrecklich schlampig. Dreimal war sie inzwischen hier, zweimal davon

mit Krystyna, aber jedes Mal herrschte das blanke Chaos. Es hat immer Stunden gedauert, um Ordnung zu schaffen und sauber zu machen.

Durch das Oberlicht dringt lediglich das trübe Grau des Morgens, deshalb schaltet Alessia das Licht ein. Augenblicklich erwacht der Kronleuchter über ihr zum Leben und taucht den Eingangsbereich in gleißende Helligkeit. Sie löst ihren Schal und hängt ihn gemeinsam mit dem Anorak in den Garderobenschrank neben der Tür. Sie zieht ihre Stiefel und Socken aus, nimmt die alten Turnschuhe, die Magda ihr gegeben hat, aus der Plastiktüte und schlüpft hinein, dankbar, dass sie trocken sind, sodass ihre Füße bestimmt bald warm werden. Das Top und das T-Shirt sind viel zu dünn für das winterliche Wetter. Kräftig reibt sie sich die Arme, um die Kälte zu vertreiben, während sie durch die Küche in die Wäschekammer geht, wo sie ihre Plastiktüte abstellt. Sie zieht eine unförmige Nylonschürze heraus, die Krystyna ihr überlassen hat, und ein hellblaues Tuch, mit dem sie ihr dichtes, zu einem Zopf geflochtenes Haar in Schach hält. Aus dem Schrank unter dem Waschbecken nimmt sie das Putzzeug, schnappt sich den Wäschekorb, der auf der Waschmaschine steht, und geht in sein Schlafzimmer. Wenn sie sich beeilt, bleibt ihr nach dem Putzen noch etwas Zeit, um sich an den Flügel zu setzen.

Sie öffnet die Tür, bleibt jedoch abrupt auf der Schwelle stehen.

Er ist hier.

Der Mann!

Er liegt mitten auf dem breiten Bett und schläft. Nackt. Wie angewurzelt steht sie da, schockiert und fasziniert zugleich, und starrt ihn an. Die Bettdecke hat sich um seinen Körper verheddert. Trotzdem ist er nackt ... splitternackt.

Sein Gesicht ist ihr zugewandt, doch verdeckt vom dichten braunen Haar, das ihm wirt in die Stirn fällt. Einen Arm hat er unter das Kissen geschoben, den anderen in ihre Richtung ausgestreckt. Er hat muskulöse Schultern mit einem raffinierten, halb unter der Bettdecke verborgenen Tattoo. Sein Rücken ist leicht von der Sonne gebräunt, verjüngt sich zu schmalen Hüften mit kleinen Grübchen und einem knackigen Hintern.

Sein Hinterteil.

Er ist nackt!

Lakuriq!

Zot!

Seine langen, kräftigen Beine liegen unter der zerknüllten silberfarbenen Tagesdecke und dem schimmernden Seidenlaken, an einer Ecke ragt eine Zehe heraus. Er regt sich. Die Rückenmuskeln zucken, während sich seine Lider flatternd öffnen und leuchtend grüne Augen enthüllen. Alessia stockt der Atem. Bestimmt ist er wütend, weil sie ihn geweckt hat. Kurz begegnen sich ihre Blicke, doch dann dreht er sich auf die andere Seite, nimmt einen tiefen Atemzug und schläft weiter. Erleichtert atmet sie auf.

Shyqyr Zoti!

Zutiefst beschämt geht sie auf Zehenspitzen wieder hinaus und flitzt den Flur entlang ins Wohnzimmer, wo sie das Putzzeug auf den Boden stellt und seine Kleider einzusammeln beginnt.

Er ist hier? Wie kann er jetzt noch im Bett liegen? Um diese Uhrzeit!

Er kommt doch bestimmt zu spät zur Arbeit.

Ihr Blick fällt auf den Flügel. O nein! Sie hat sich so darauf gefreut, spielen zu können. Am Montag hat sie sich nicht getraut, obwohl sie sich nichts sehnlicher gewünscht hat. Heute

wäre es das erste Mal gewesen. In ihrer Fantasie hört sie die Klänge von Bachs Präludium in c-Moll. Wütend schlägt sie mit den Fingern die Noten an, während die Melodie in leuchtendem Rot, Gelb und Orange durch ihre Gedanken flutet, in vollkommener Widerspiegelung ihrer Wut. Das Stück erreicht seinen Höhepunkt und strebt dann langsam dem Ende entgegen, als sie ein T-Shirt vom Boden pflückt und in den Wäschekorb befördert.

Wieso muss er ausgerechnet heute hier sein?

Sie weiß, dass ihre Enttäuschung irrational ist. Schließlich wohnt er hier. Aber ihre Ernüchterung lenkt sie von den Gedanken an ihn ab. Dies ist das erste Mal, dass sie einen Mann nackt gesehen hat. Einen nackten Mann mit leuchtend grünen Augen – dasselbe Grün wie der stille, tiefe Drin an einem heißen Sommertag. Sie runzelt die Stirn, will jetzt nicht an zu Hause denken. Er hat sie direkt angesehen. Nur gut, dass er nicht aufgewacht ist. Mit dem Wäschekorb in der Hand tritt sie zu der halb geöffneten Tür zu seinem Schlafzimmer und späht hinein. Ob er immer noch schläft? Das Rauschen der Dusche dringt aus dem Badezimmer.

Er ist also wach!

Kurz überlegt sie, einfach zu gehen, verwirft die Idee jedoch sofort wieder. Sie braucht diesen Job, und wenn sie jetzt verschwindet, feuert er sie womöglich.

Vorsichtig öffnet sie die Tür und lauscht dem melodielosen Summen aus dem Badezimmer. Mit klopfendem Herzen betritt sie eilig das Zimmer und sammelt die Kleidungsstücke ein, die überall auf dem Boden herumliegen, ehe sie sich in die Wäschekammer zurückzieht und sich fragt, wieso ihr das Herz bis zum Hals schlägt.

Sie holt tief Luft. Natürlich hat sie nicht damit gerechnet, ihn hier vorzufinden, im Bett. Damit, dass er nackt war, hat es

überhaupt nichts zu tun; nicht mit seinem fein geschnittenen Gesicht, der geraden Nase, den vollen Lippen, den breiten Schultern, den muskulösen Armen. Absolut nicht. Es ist bloß der Schock. Sie hätte nie im Leben damit gerechnet, den Besitzer des Apartments zu sehen, und dann auch noch so ...

Ja. Er ist attraktiv.

Alles an ihm. Sein Haar, seine Hände, seine Beine, sein Hintern ...

Wirklich attraktiv. Und das klare Grün seiner Augen, als er sie angesehen hat.

Eine dunkle Erinnerung kommt ihr in den Sinn. Von zu Hause. Eisblaue Augen, voller Zorn, der sich über ihr entlädt.

Nein. Nicht an ihn denken!

Sie massiert sich die Stirn.

Nein. Nein. Nein.

Sie ist geflohen. Ist jetzt hier. In London. Sie ist in Sicherheit. Wird ihn niemals wiedersehen.

Sie kniet sich hin, um die Kleidungsstücke in die Waschmaschine zu stopfen, so wie Krystyna es ihr gezeigt hat. Zuerst durchsucht sie die Taschen, zieht Kleingeld und das obligatorische Kondom heraus, das er in all seinen Hosentaschen mit sich herumzutragen scheint. In der Gesäßtasche findet sie einen Zettel mit einer Telefonnummer und einem Namen, Heather. Sie steckt alles in ihre Schürzentasche, gibt eine Waschmittelkapsel in das Fach und schaltet die Maschine ein.

Als Nächstes leert sie den Trockner und stellt das Bügelbrett auf. Sie wird bügeln und so lange in dieser Kammer bleiben, bis er weg ist.

Was, wenn er nicht weggeht?

Und wieso versteckt sie sich vor ihm? Schließlich ist er ihr Arbeitgeber. All ihre anderen Chefs hat sie ebenfalls kennengelernt, und es gab keinerlei Probleme, bis auf Mrs. Kings-

bury, die ihr überallhin gefolgt ist und ihre Arbeit kritisiert hat. Sie seufzt. Die Wahrheit ist, dass sie ausschließlich für Frauen arbeitet. Nur er ist ein Mann, und Männer machen ihr Angst.

»Bye, Krystyna!« Seine Stimme reißt sie aus ihren Gedanken. Die Haustür fällt mit einem leisen Knall ins Schloss, und dann ist es still. Er ist fort. Sie ist alleine. Erleichtert sinkt sie gegen das Bügelbrett.

Krystyna? Weiß er etwa nicht, dass sie Krystynas Platz eingenommen hat? Magdas Freundin Agatha hat das Ganze in die Wege geleitet. Hat sie ihm nicht erzählt, dass jetzt jemand Neues seinen Haushalt macht? Alessia wird gleich heute Abend in Erfahrung bringen, ob ihr Arbeitgeber informiert wurde. Sie bügelt ein weiteres Hemd und hängt es auf einen Bügel, dann geht sie in den Eingangsbereich. Er hat das Geld für sie schon hingelegt. Das bedeutet doch, dass er nicht so schnell zurückkehrt, oder?

Augenblicklich hebt sich ihre Stimmung. Mit neuer Entschlossenheit kehrt sie in die Wäschekammer zurück, holt seine frisch gebügelten Sachen und trägt alles in das Schlafzimmer.

Es ist der einzige Raum, der nicht weiß gestrichen ist. Die Wände sind hier grau, dunkles Holz und ein großer Spiegel mit vergoldetem Rahmen über dem breitesten Bett, das sie je gesehen hat. An der Wand gegenüber hängen zwei Schwarz-Weiß-Fotografien von Frauen, die ihren nackten Rücken der Kamera zugekehrt haben. Sie wendet sich ab und sieht sich um. Was für eine Unordnung! Eilig hängt sie die Hemden in den Schrank, der größer ist als ihr gesamtes Zimmer, und legt die gefalteten Sachen ins Regal. Im Schrank ist es auch fürchterlich unaufgeräumt, und es juckt sie in den Fingern, Ordnung zu schaffen – im Gegensatz zu Krystyna, die es anschei-

nend einfach hingegenommen hat. Aber das würde zu viel Zeit in Anspruch nehmen, die sie nicht hat, weil sie unbedingt noch auf dem Flügel spielen will.

Sie zieht die Vorhänge zurück und blickt durch die raumhohen Fenster hinunter zur Themse. Zwar hat es aufgehört zu regnen, doch es ist immer noch trübe – die Straße, die Bäume im Park, alles ist in düsteres Grau getaucht, ganz anders als bei ihr zu Hause.

Nein. Hier ist jetzt ihr Zuhause. Sie ignoriert die aufsteigende Traurigkeit und legt die Sachen aus seinen Hosentaschen in eine Schale auf dem Nachttisch, ehe sie sich an die Arbeit macht.

Als Letztes ist der Mülleimer dran. Sie bemüht sich, nicht auf die vielen gebrauchten Kondome zu achten, während sie den Abfall in die Plastiktüte kippt. Beim ersten Mal war der Anblick schon ein Schock, und jetzt ist es nicht anders. Wie kann ein Mann so viele von den Dingen verbrauchen?

Igitt!

Alessia macht weiter, staubt ab, putzt, poliert, sorgsam darauf bedacht, sich von dem Raum fernzuhalten, den sie nicht betreten darf. Kurz fragt sie sich, was sich wohl hinter der verschlossenen Tür befindet, unternimmt jedoch keinen Versuch, sie zu öffnen. Krystyna hat keinen Zweifel daran gelassen, dass der Raum für sie absolut tabu ist.

Am Ende bleibt ihr eine halbe Stunde. Sie packt die Putzsachen weg und gibt die frisch gewaschenen Sachen in den Trockner, dann zieht sie die Schürze aus, entfernt das Tuch und stopft es in die Gesäßtasche ihrer Jeans.

Die volle Mülltüte stellt sie neben die Eingangstür, um sie später in die Tonne hinter dem Haus zu werfen. Vorsichtig öffnet sie die Haustür und blickt sich um. Weit und breit ist

nichts von ihm zu sehen. Beim ersten Mal hat ihr der Mut gefehlt, weil sie Angst hatte, er könnte zurückkommen. Aber nun, da er sich verabschiedet hat, ist sie entschlossen, das Risiko einzugehen.

Sie kehrt ins Wohnzimmer zurück und setzt sich an den Flügel, wartet kurz, um den Augenblick zu genießen. Schwarz und schimmernd, erhellt von dem eindrucksvollen Kronleuchter über ihrem Kopf. Mit dem Finger streicht sie über die goldfarbene Lyra und die Worte darunter:

Steinway & Sons.

Auf dem Notenhalter liegen ein Bleistift und dieselbe halb fertige Komposition wie am ersten Tag, als sie Krystyna begleitet hat. Sie studiert die Notenblätter, hört die Melodie in ihren Gedanken, traurig, einsam und voller Melancholie, vage und unvollendet in Schattierungen aus Blassblau und Grau. Sie versucht, die tiefgründigen, nachdenklichen Klänge mit dem gut aussehenden nackten Mann im Bett in Einklang zu bringen. Vielleicht ist er ja Komponist. Und dann ist da noch die Regalwand mit den alten Schallplatten, die sie jedes Mal abstauben muss; der Mann ist zweifellos ein leidenschaftlicher Sammler.

Sie starrt auf die Tasten. Wie lange ist es her, seit sie das letzte Mal gespielt hat? Wochen? Monate? Unvermittelt erfasst sie ein tiefer Schmerz, der ihr den Atem raubt, während ihr die Tränen in die Augen steigen.

Nein. Nicht hier. Sie wird jetzt nicht zusammenbrechen. Sie klammert sich am Flügel fest, um das Heimweh und den schweren Kummer zu verjagen, als ihr bewusst wird, dass es mehr als einen Monat her ist, seit sie das letzte Mal auf einem Klavierhocker saß. So viel ist seither passiert.

Sie zittert, dann holt sie Luft und zwingt sich zur Ruhe. Sie lockert die Finger und streicht über die Tasten.

Weiß. Schwarz.

Allein sie zu berühren beruhigt sie. Sie sehnt sich danach, diesen einzigartigen Moment auszukosten, sich in der Musik zu verlieren. Behutsam schlägt sie einen Akkord in e-Moll an, klar und voller Kraft, ein kühnes, lebhaftes Grün wie die Augen des Mister. Hoffnung durchströmt sie. Der Steinway ist perfekt gestimmt. Zum Aufwärmen spielt sie »Le Coucou«. Mühelos fliegen ihre Finger über die Tasten, und sie spürt, wie all die Last, die Angst und der Kummer der vergangenen Wochen von ihr abfallen, als sie in den Farben der Musik versinkt.

Eines der Londoner Häuser der Trevelyans befindet sich auf dem Cheyne Walk, nur einen kurzen Spaziergang von meiner Wohnung entfernt. 1771 von Robert Adam erbaut, diente Trevelyan House meinem Bruder Kit seit dem Tod unseres Vaters als Zuhause. Ich verbinde mit dem Haus viele Kindheitserinnerungen – einige glücklich, andere weniger –, und nun gehört es mir, genauer gesagt, es wird treuhänderisch für mich verwaltet. Wieder holt mich die Realität für einen Moment ein. Ich schüttele den Kopf und schlage den Mantelkragen gegen die beißende Kälte hoch, die weniger von der eisigen Luft zu stammen, sondern vielmehr meinem Innern zu entspringen scheint.

Was um alles in der Welt soll ich mit diesem Haus anstellen?

Zwei Tage sind vergangen, seit ich Caroline zuletzt gesehen habe, und mir ist bewusst, dass sie wütend auf mich sein wird, aber früher oder später muss ich ihr gegenüberreten.

Ich stehe vor der Eingangstür und überlege, ob ich tatsächlich meinen Schlüssel benutzen soll – obwohl ich immer einen hatte, käme ich mir wie ein Eindringling vor, wenn ich unangemeldet hereinplatzen würde.

Ich hole tief Luft und klopfe zweimal. Sekunden später geht die Tür auf, und Blake, der Butler der Familie aus einer Zeit, als ich noch nicht einmal geboren war, steht vor mir.

»Lord Trevethick.« Er senkt seinen kahlen Kopf und hält mir die Tür auf.

»Ist das wirklich nötig, Blake?« Ich trete in die Eingangshalle. Wortlos nimmt Blake mir meinen Mantel ab. »Wie geht es Mrs. Blake?«

»Gut, Mylord, wenngleich zutiefst betrübt über die jüngsten Ereignisse.«

»Wie wir alle. Ist Caroline zu Hause?«

»Ja, Mylord. Ich glaube, Lady Trevethick ist im Salon.«

»Danke. Ich finde den Weg.«

»Natürlich. Darf ich Kaffee servieren?«

»Ich bitte darum. Und, Blake, ich sagte ja letzte Woche bereits, dass ein schlichtes Sir völlig genügt.«

Blake hält kurz inne, dann nickt er. »Ja, Sir. Danke, Sir.«

Ich muss mich beherrschen, nicht die Augen zu verdrehen. Bislang war ich der ehrenwerte und achtbare Maxim Trevelyan, der hier mit »Master Maxim« angesprochen wurde. Der Titel »Lord« galt ausschließlich für meinen Vater, nach seinem Tod ging er dann auf meinen Bruder über. Es wird wohl einige Zeit dauern, bis ich mich daran gewöhnt habe.

Ich gehe die weitläufige Treppe hinauf und in den Salon, der leer ist bis auf mehrere üppig gepolsterte Queen-Anne-Sofas, die sich seit Generationen in Familienbesitz befinden. Durch den Salon gelangt man in den Wintergarten, von dem aus sich ein spektakulärer Ausblick auf die Themse, den

Cadogan Pier und die Albert Bridge bietet. Caroline sitzt, eingehüllt in eine Kaschmirstola, in einem Sessel und starrt aufs Wasser. In der Hand hält sie ein zerknülltes blaues Taschentuch.

»Hi«, begrüße ich sie. Caroline dreht sich zu mir um. Ihr Gesicht ist tränenüberströmt, ihre Augen sind gerötet und verquollen.

Fuck.

»Wo zum Teufel hast du gesteckt?«, herrscht sie mich an.

»Caro«, sage ich beschwichtigend.

»Hör mit diesem verdammten Caro auf, du Wichser.« Mit geballten Fäusten steht sie auf.

Scheiße. Sie ist stocksauer.

»Was habe ich jetzt wieder getan?«

»Du weißt genau, was du getan hast. Wieso hast du nicht zurückgerufen? Zwei Tage sind vergangen.«

»Ich hatte eine Menge, worüber ich nachdenken musste. Ich war beschäftigt.«

»Du? Beschäftigt? Du wüsstest noch nicht mal, was das bedeutet, wenn du darüber stolpern würdest und dein Schwanz reinfiel, Maxim.«

Ich spüre, wie ich blass werde, doch dann muss ich lachen.

Caroline entspannt sich ein klein wenig. »Bring mich gefälligst nicht zum Lachen, wenn ich wütend auf dich bin.« Sie zieht eine Schnute.

»Ich kann nur immer wieder über deine Eloquenz staunen.« Ich breite die Arme aus, und sie tritt zu mir.

»Wieso hast du nicht zurückgerufen?« Sie erwidert meine Umarmung, und ich nehme wahr, wie ihre Wut allmählich verraucht.

»Es ist eine ganze Menge, was ich erst mal verdauen muss«, sage ich leise. »Ich musste nachdenken.«

»Allein?«

Ich antworte nicht. Weil ich nicht lügen will. Am Montag war es ... äh ... Heather, gestern ... wie hieß sie noch? Ach ja. Dawn.

Caroline versteift sich und löst sich aus meiner Umarmung. »Das habe ich mir fast gedacht. Ich kenne dich einfach zu gut, Maxim. Und? Wie war sie?«

Ich zucke die Achseln, als sich das Bild von Heathers Mund um meinen Schwanz in meine Gedanken schiebt.

Caroline seufzt. »Musst du dich eigentlich durch sämtliche Betten vögeln?«, sagt sie mit gewohnter Verachtung.

Was soll ich darauf erwidern?

Caroline ist die Einzige, die über meine nächtlichen Aktivitäten Bescheid weiß. Sie hat eine beachtliche Sammlung an unflätigen Ausdrücken für mich auf Lager und hält mir regelmäßig meine Promiskuität vor.

Trotzdem will sie mit mir ins Bett.

»Du kämpfst gegen deine Trauer an, indem du dich mit der nächstbesten Frau einlässt, während ich ein Abendessen mit Daddy und der Stiefkuh ertragen musste. Es war grauenvoll«, mault sie. »Und gestern Abend war ich ganz allein im Haus.«

»Es tut mir leid.« Etwas Besseres fällt mir gerade nicht ein.

»Hast du die Anwälte gesprochen?« Ohne Vorwarnung wechselt sie das Thema und sieht mich direkt an.

Ich nicke. Wenn ich ehrlich bin, ist das einer der Gründe, weshalb ich ihr aus dem Weg gegangen bin.

»O nein.« Sie schnieft. »Du bist so ernst. Kit hat mich nicht bedacht, stimmt's?« Trauer und Angst spiegeln sich in ihrem Blick.

Ich lege ihr die Hände auf die Schultern und bringe ihr die Nachricht so schonend bei, wie ich nur kann. »Alles ist in den Treuhandfonds geflossen, mit mir als Erben.«

Schluchzend schlägt sie sich die Hand auf den Mund. Ihre Augen füllen sich mit Tränen. »Dieser verdammte Mistkerl«, flüstert sie.

»Keine Angst, wir lassen uns etwas einfallen«, murmle ich und ziehe sie wieder in meine Arme.

»Ich habe ihn geliebt«, sagt sie mit leiser, kleinlauter Stimme, einem jungen Mädchen gleich.

»Ich weiß. Ich auch.« Aber natürlich weiß ich, dass sie auch Kits Titel und seinem Reichtum sehr zugetan war.

»Du setzt mich doch nicht auf die Straße, oder?«

Ich nehme ihr das Taschentuch aus der Hand und tupfe die Tränen ab. »Natürlich nicht. Du bist die Witwe meines Bruders und meine beste Freundin.«

»Das ist alles?«, fragt sie mit einem tränenfeuchten, aber bitteren Lächeln. Statt einer Antwort drücke ich ihr einen Kuss auf die Stirn.

»Der Kaffee, Sir.« Blake steht in der Tür zum Wintergarten.

Sofort lasse ich die Arme sinken und trete einen Schritt von Caroline weg. Blakes Miene ist ausdruckslos, als er das mit Tassen, Milch, einer silbernen Kaffeekanne und meinen Lieblingskekse – einfache Schokobiskuits – beladene Tablett abstellt.

»Danke, Blake«, erwidere ich und versuche, die Röte nicht zu beachten, die sich fühlbar auf meinem Hals und meinen Wangen ausbreitet.

Frechheit siegt.

»Ist das alles, Sir?«, fragt Blake.

»Ja, für den Moment. Danke«, entgegne ich schärfer als beabsichtigt.

Blake zieht sich zurück, und Caroline schenkt Kaffee ein. Meine Schultern sinken vor Erleichterung herab, und die

Stimme meiner Mutter hallt in meinen Ohren wider. *Nicht vor dem Personal.*

Ich halte noch immer Carolines feuchtes Taschentuch in der Hand. Stirnrunzelnd betrachte ich es, als mir das Fragment eines Traums von heute Nacht in den Sinn kommt. Oder war es heute Morgen? Eine junge Frau? Ein Engel? Vielleicht eher die Heilige Jungfrau Maria oder eine Nonne in blauem Habit, die an der Tür zu meinem Schlafzimmer stand und über meinen Schlaf wachte.

Was zur Hölle soll das bedeuten?

Ich bin nicht religiös.

»Was ist los?«, fragt Caroline.

Ich schüttele den Kopf. »Nichts«, murmle ich, nehme die Kaffeetasse entgegen und reiche ihr das Taschentuch zurück.

»Könnte sein, dass ich schwanger bin«, sagt sie.

Wie bitte? Ich werde blass.

»Von Kit. Nicht von dir. Du bist viel zu vorsichtig.«

Das will ich auch meinen! Ich fühle mich, als würde mir jemand den Teppich unter den Füßen wegziehen.

Kits Erbe!

Verdammt kompliziert.

»Falls es so ist, finden wir bestimmt eine Lösung«, sage ich. Kurz empfinde ich eine innere Befreiung darüber, diese Verantwortung an Kits Nachkommen weitergeben zu können, gleichzeitig überfällt mich unvermittelt ein überwältigendes Gefühl von Verlust.

Der Grafentitel gehört nun mir. Zumindest im Moment.

Was für ein Chaos!

DREI

Ich sitze im Taxi und fahre ins Büro, als mein Telefon läutet. Es ist Joe.

»Hey, Kumpel. Wie geht's?« Er klingt ernst. Natürlich spielt er darauf an, wie ich mich nach Kits tragischem Tod fühle. Seit der Beerdigung habe ich ihn nicht mehr gesehen.

»Ich überlebe.«

»Lust auf eine Runde auf der Planche?«

»Liebend gern, aber leider kann ich nicht, weil ich den ganzen Tag über Termine habe.«

»Earl-Mist?«

Ich lache. »Genau. Earl-Mist.«

»Vielleicht im Lauf der Woche? Mein Degen fängt schon an zu rosten.«

»Abgemacht. Oder vielleicht ein paar Drinks?«

»Perfekt. Ich sehe mal, ob Tom da ist.«

»Cool. Danke, Joe.«

»Ist doch selbstverständlich, Kumpel.«

Ich lege auf. Meine Stimmung ist im Keller. Es fehlt mir, nicht einfach tun zu können, wonach mir der Sinn steht. Wenn ich mitten am Tag eine Runde fechten will, sollte ich das auch tun können. Joe ist mein Fechtpartner und einer meiner engsten Freunde. Stattdessen muss ich ins Büro und zur Abwechslung arbeiten.

Und all das deinetwegen, Kit.

Die Musik im Loulou's ist ohrenbetäubend. Ich spüre die Bässe in meiner Brust vibrieren. Die Lautstärke verhindert jede ohnehin unnötige Unterhaltung. Ich dränge mich durch die Menge an die Bar. Was ich jetzt brauche, sind ein Drink und ein williger, warmer Frauenkörper.

Die letzten anderthalb Tage habe ich mich durch endlose Termine mit den beiden Treuhandfonds-Managern gequält, die sich um das beträchtliche Investment-Portfolio und die Stiftung kümmern, um die Verwalter unserer Güter in Cornwall, Oxfordshire und Northumberland, um die Londoner Immobilien sowie den Bauunternehmer, der die drei Apartmentkomplexe in Mayfair betreut. Oliver Macmillan, Kits rechte Hand, war ebenfalls dabei. Er und mein Bruder waren Freunde seit ihrer Schulzeit in Eton, danach haben beide an der London School of Economics Wirtschaft studiert, bis Kit nach dem Tod unseres Vaters sein Studium aufgeben musste, um in seine aristokratischen Fußstapfen zu treten.

Oliver ist schmal, mit einem dichten blonden Lockenkopf und Augen von undefinierbarer Farbe, denen absolut nichts entgeht. Er ist skrupellos und ehrgeizig, kennt sich mit Bilanzen aus und schafft es mühelos, das Personal in Schach zu halten, das in den Diensten des Earl of Trevethick steht.

Ich habe keine Ahnung, wie Kit das alles hingekriegt hat, zumal er noch seinen Job als Fondsmanager in der Innenstadt hatte. Aber mein Bruder war ein gerissener Bursche, mit allen Wassern gewaschen.

Und witzig dazu.

Er fehlt mir.

Ich bestelle mir einen Grey Goose mit Tonic. Vielleicht war er deshalb so erfolgreich, weil er Macmillan hinter sich wusste. Ich frage mich, ob Olivers Loyalität groß genug ist, dass er auch mir zur Seite steht, oder ob er meine Naivität

schamlos ausnutzen wird, während ich versuche, mit meinen neuen Verantwortlichkeiten und Aufgaben zu jonglieren. Ich habe keine Ahnung, weiß nur eins: Ich traue ihm nicht über den Weg, deshalb nehme ich mir fest vor, im Umgang mit ihm stets vorsichtig und wachsam zu bleiben.

Das einzige Highlight in den letzten beiden Tagen war der Anruf meiner Agentin, die meinte, ich hätte nächste Woche einen Job als Model. Es war mir ein wahres Vergnügen, der alten Schabracke zu sagen, dass ich in absehbarer Zeit keine Aufträge für Shootings mehr annehmen könnte.

Wird es mir fehlen?

Ich bin mir nicht sicher. Modeln kann sterbenslangweilig sein, aber nach meinem Rauswurf in Oxford hatte ich wenigstens einen Grund, morgens aufzustehen, außerdem war es die perfekte Ausrede, mich körperlich fit zu halten. Zudem habe ich bei den Jobs reihenweise scharfe, gertenschlanke Mädchen kennengelernt.

Ich nehme einen Schluck von meinem Drink und lasse den Blick durch den Raum schweifen. Genau das ist es, was ich jetzt brauche: ein scharfes, williges Mädchen; ob gertenschlank oder nicht, spielt keine Rolle.

Heute ist Donnerstag, der perfekte Tag, um eine Frau flachzulegen.

Ihr kehliges Lachen erregt meine Aufmerksamkeit. Unsere Blicke begegnen sich. Ich sehe die Anerkennung und die Provokation in ihrem Blick. Augenblicklich wird mein Schwanz hart. Sie hat schöne haselnussbraune Augen und langes Haar in einem seidigen Braunton. Sie trinkt Schnaps. Und sie sieht absolut sensationell aus in ihrem ledernen Minikleid und den knallengen, hochhackigen Stiefeln.

Ja, ich denke, sie wird genügen.

Es ist zwei Uhr früh, als ich die Tür zu meiner Wohnung aufschließe. Ich nehme Leticia den Mantel ab. Sie dreht sich um und schlingt mir die Arme um den Hals. »Lass uns ins Bett gehen, Bonzen-Boy«, raunt sie und küsst mich. Hart. Kein Vorspiel. Ich habe ihren Mantel noch in der Hand und muss mich an der Wand abstützen, um nicht umzufallen. Darauf war ich nicht gefasst. Vielleicht hat sie ja mehr intus, als ich dachte. Sie schmeckt nach Lippenstift und Jägermeister – eine faszinierende Kombination. Sanft packe ich sie am Haar und ziehe ihren Kopf nach hinten.

»Alles zu seiner Zeit, Süße«, tadle ich dicht an ihrem Mund. »Lass mich erst mal deinen Mantel aufhängen.«

»Scheiß auf meinen Mantel.« Sie küsst mich erneut. Mit Zunge.

»Bei dem Tempo schaffen wir es vermutlich noch nicht mal ins Schlafzimmer.« Behutsam schiebe ich sie von mir.

»Dann zeig mir doch deine Wohnung, Model-Schrägstrich-Fotograf-Schrägstrich-DJ«, erwidert sie neckend, wobei ihr weicher irischer Akzent in scharfem Kontrast zu ihrer unverblühten Art steht. Ich frage mich, ob sie im Bett wohl genauso forsch und direkt ist, während ich ihr ins Wohnzimmer folge. Ihre Absätze klappern auf dem Holzboden.

»Schauspielerst du eigentlich auch? Tolle Aussicht, übrigens.« Sie tritt ans Fenster, das auf die Themse hinausgeht. »Und ein schöner Flügel«, fügt sie hinzu und wendet sich mir zu. Ihre Augen leuchten. »Hast du schon jemals darauf gefickt?«

Du liebe Güte, sie nimmt wahrlich kein Blatt vor den Mund.

»In letzter Zeit nicht«, antworte ich und lasse ihren Mantel aufs Sofa fallen. »Ich weiß nicht recht, ob ich es gerade will. Ich hätte dich lieber im Bett.« Ich ignoriere ihre Stichelei über meine eher instabile Karrieresituation. Dass ich neuer-

dings an der Spitze eines Imperiums stehe, habe ich ihr tunlichst verschwiegen. Sie lächelt. Ihr Lippenstift ist leicht verschmiert, bestimmt auch um meinen Mund. Der Gedanke gefällt mir überhaupt nicht. Ich wische mir mit der Hand über die Lippen. Sie schlendert auf mich zu und packt mich am Revers meines Jacketts.

»Okay, Bonzen-Boy, dann zeig mal, was du drauf hast.« Sie fährt mit ihren Nägeln über mein Brustbein.

Verdammt. Es tut fast ein bisschen weh. Sie hat lange Krallen, in derselben Farbe wie ihr Lippenstift. Mit einer Hand öffnet sie den Knopf meines Jacketts, zieht es mir über die Schultern und macht sich an den Hemdknöpfen zu schaffen. Ich kann froh sein, dass sie sich Zeit damit lässt und es mir nicht gleich vom Leib reißt – es ist eines meiner Lieblingshemden! Sie streift es mir ebenfalls ab, dann gräbt sie ihre Nägel in meine Schultern. Mit Absicht.

»Autsch«, zische ich.

»Cooles Tattoo«, sagt sie. Ihre Hände wandern an meinen Armen entlang zum Bund meiner Jeans, wobei ihre Nägel rote Spuren auf meiner nackten Haut hinterlassen.

Au! Junge, Junge, sie ist ziemlich aggressiv.

Ich küsse sie hart. »Lass uns ins Schlafzimmer gehen«, wisperne ich dicht an ihren Lippen, nehme sie an die Hand und ziehe sie hinter mir her. Sie stößt mich zum Bett und fährt abermals mit ihren Nägeln über meinen nackten Oberkörper, während sie nach dem Knopf meiner Jeans tastet.

Sie will es also lieber wild.

Ich packe ihre Hände und halte sie in einem schraubstockartigen Griff fest.

Du stehst auf die harte Tour? Wie es dir beliebt.

»Schön nett sein. Und du zuerst.« Ich schiebe sie von mir, um sie anzusehen. »Zieh dich aus. Los«, befehle ich.

Sie wirft sich das Haar über die Schulter, stemmt die Hände in die Hüften und sieht mich mit einem provozierenden Lächeln an.

»Los, mach schon.«

Leticias Augen verdunkeln sich. »Sag bitte«, flüstert sie.

Ich grinse. »Bitte.«

Sie lacht. »Ich stehe auf deinen Bonzen-Akzent.«

»Reiner Zufall, wo man hineingeboren wird, Süße. Behalt die Stiefel an.«

Sie erwidert mein Lächeln und zieht mit einer lässigen Bewegung den Reißverschluss auf dem Rücken ihres Kleids herunter, schält sich aus dem Leder und lässt es zu Boden gleiten. Ich lächle. Sie sieht hammermäßig aus. Schlank mit kleinen, festen Brüsten. Sie trägt schwarze Pantys, einen dazu passenden BH und die Overknee-Stiefel. Mit einem verführerischen Lächeln steigt sie über ihr Kleid hinweg und kommt mit aufreizender Langsamkeit auf mich zu. Sie führt mich zum Bett, legt mir beide Hände auf die Brust und drückt mich mit erstaunlicher Kraft auf die Matratze.

»Runter damit«, befiehlt sie und zeigt auf meine Hose, während sie breitbeinig über mir steht.

»Mach du es«, sage ich.

Sie braucht keine weitere Ermutigung, sondern setzt sich rittlings auf mich und lässt ihre Finger mit den scharfen Nägeln ein weiteres Mal über meinen Bauch wandern.

Aua!

Sie ist gefährlich!

Abrupt stemme ich mich hoch, drehe sie auf den Rücken und setze mich so auf sie, dass ihre Hände links und rechts neben ihrem Kopf liegen. Sie windet sich und bäumt sich unter mir auf.

»Hey!«, protestiert sie.

»Ich glaube, du musst dringend gefesselt werden. Du bist gefährlich!«, sage ich mit sanfter Stimme und warte auf ihre Reaktion.

Das kann auch in die Hose gehen.

Ihre Augen weiten sich, ob aus Erregung oder Angst, kann ich nicht genau sagen.

»Bist du das?«, flüstert sie.

»Gefährlich? Ich? Nicht mal annähernd so gefährlich wie du.« Ich lasse sie los, ziehe die Nachttischschublade auf und nehme einen langen Seidenschal und lederne Handfesseln heraus. »Hast du Lust, ein bisschen zu spielen?«, frage ich. »Es liegt ganz bei dir.«

Lust, aber auch ein Anflug von Furcht spiegeln sich in ihren Augen.

»Ich werde dir nicht wehtun«, beruhige ich sie. Das ist nicht mein Ding. »Ich will dich nur ein bisschen auf Linie halten.« In Wahrheit habe ich Angst, dass *sie* diejenige ist, die *mir* wehtut.

Ein laszives Lächeln umspielt ihre Mundwinkel. »Dann die Seide«, sagt sie.

Entspannt lasse ich die Handfesseln zu Boden fallen. Dominanz als Mittel zur Selbstverteidigung. »Such dir ein Safe-word aus.«

»Chelsea.«

»Gute Wahl.«

Ich binde den Schal um ihr linkes Handgelenk, ziehe ihn durch die Streben am Kopfende des Betts, schlinge ihn um ihr rechtes Handgelenk. Nun, da ihre Arme ausgestreckt sind, können ihre Nägel keinen Schaden mehr anrichten. Sie bietet einen prachtvollen Anblick.

»Wenn du dich nicht benimmst, werde ich dir auch die Augen verbinden«, warne ich leise.

Sie windet sich. »Und schlägst du mich auch?« Ihre Stimme ist kaum mehr als ein Flüstern.

»Wenn du brav bist.«

Oh, das wird fantastisch.

Sie kommt schnell und laut, schreit und zerrt an den seidenen Fesseln.

Mit feuchten Lippen tauche ich zwischen ihren Schenkeln auf und drehe sie mit einer schnellen Bewegung auf den Bauch, um ihr einen Klaps auf den Hintern zu verpassen.

»Bleib so«, befehle ich leise und streife ein Kondom über.

»Beeil dich!«

Verdammt, sie ist so was von fordernd!

»Wie du willst«, knurre ich und versenke mich tief in ihr.

Ich sehe, wie sich ihre Brüste im Schlaf heben und senken. Aus reiner Gewohnheit gehe ich sämtliche Details durch, die ich über die Frau weiß, die ich gerade gefickt habe. Zweimal hintereinander. Leticia. Menschenrechtsanwältin, sexuell aggressiv. Älter als ich. Steht auf Fesselspiele. Sehr sogar. Aber das ist bei selbstbewussten Frauen meiner Erfahrung nach nichts Ungewöhnliches. Sie gehört zu der Sorte, die gern zubeißen und schreien, wenn sie kommen. Lautstark. Das lenkt ein bisschen ab ... und ist ziemlich anstrengend.

Ich schrecke aus dem Schlaf hoch. In meinem Traum war ich auf der Jagd nach etwas ... etwas Flüchtigem, das auftaucht und dann wieder verschwindet, einer ätherischen Vision in Blau. Gerade als ich sie gefunden zu haben glaubte, fiel ich in einen tiefen, gähnenden Abgrund. Ich erschauere.

Was zur Hölle war das denn?

Die fahle Wintersonne fällt durch das Fenster. Was hat mich aus dem Schlaf gerissen?

Leticia.

Junge, Junge, die Frau ist ein Tier. Sie liegt nicht mehr neben mir, und auch die Dusche höre ich nicht. Vielleicht ist sie ja gegangen. Aufmerksam lausche ich auf Geräusche in der Wohnung.

Es ist still, und ich muss grinsen. Kein verlegener Small Talk danach. Der Tag fängt vielversprechend an. Bis mir einfällt, dass ich mit meiner Mutter und meiner Schwester zum Mittagessen verabredet bin. Stöhnend ziehe ich mir die Decke über den Kopf. Sie werden das Testament besprechen wollen.

Mist.

»Die gräfliche Witwe«, wie Kit sie immer genannt hat, ist eine Respekt einflößende Frau. Wieso sie nicht längst wieder in New York ist, wo sich ihr Lebensmittelpunkt befindet, kann ich nicht sagen.

Irgendwo klappert etwas. Ich setze mich auf.

Verdammt. Leticia ist also doch noch hier.

Das bedeutet, dass ich Konversation betreiben muss. Widerstrebend stehe ich auf, schlüpfte in das nächste Paar Jeans, das ich finden kann, und mache mich auf die Suche nach ihr, um herauszufinden, ob sie bei Tageslicht genauso eine Wildkatze ist wie in der Nacht.

Barfuß tappe ich den Flur entlang, aber sowohl das Wohnzimmer als auch die Küche sind leer.

Was ist denn hier los?

In der Küchentür bleibe ich stehen und drehe mich um. Eigentlich hatte ich Leticia erwartet, stattdessen steht eine zierliche junge Frau im Eingangsbereich und starrt mich an. Ihre Augen sind groß und dunkel und erinnern mich an ein

verschrecktes Reh. Sie trägt eine potthässliche blaue Kittelschürze, billige, ausgewaschene Jeans und ein blaues Tuch, das ihr Haar verdeckt.

Sie sagt kein Wort.

»Hi. Wer zum Teufel sind Sie denn?«, frage ich.

VIER

Zot! Er ist hier. Und er ist wütend.

Alessia erstarrt, als sie in seine funkelnden grünen Augen blickt. Die goldenen Strähnen in seinem wirren kastanienbraunen Haar schimmern im Schein des Kronleuchters. Er ist schlank und breitschultrig, wie sie ihn in Erinnerung hat, allerdings wirkt die Tätowierung nun, da er vor ihr aufragt, komplexer und größer. Das Einzige, was sie erkennen kann, ist ein Flügel. Eine Spur feiner Härchen verläuft über seinen muskulösen Bauch und verschwindet im Bund seiner schwarzen Jeans mit dem Riss am Knie. Doch der harte Zug um seine vollen Lippen und das helle Grün seiner Augen, das sie an einen strahlenden Frühlingstag erinnert, lässt sie den Blick von seinem attraktiven, unrasierten Gesicht abwenden. Mit einem Mal fühlt sich ihr Mund staubtrocken an, und sie hat keine Ahnung, ob es an ihren Nerven liegt – oder an der Art, wie er sie ansieht.

Er ist so attraktiv!

Zu attraktiv.

Und halb nackt. Aber warum ist er wütend? Hat sie ihn geweckt?

Nein! Bestimmt wird er sie wegschicken. Dann kann sie nicht auf dem Flügel spielen.

Panisch blickt sie zu Boden und überlegt fieberhaft, was sie sagen soll, während sie sich an dem Besen festklammert.

Wer zum Teufel ist dieses verschreckte Wesen? Ich bin völlig durcheinander. Habe ich sie schon mal gesehen? Das Bild eines vergessenen Traums erwacht wie ein Polaroid vor meinen Augen zum Leben. Ein Engel in Blau, der neben meinem Bett steht. Aber das ist mehrere Tage her. Könnte sie es gewesen sein? Und jetzt steht sie vor mir, wie angewurzelt, mit gesenktem Blick und bleichem, zartem Gesicht. Ihre Fingerknöchel sind ganz weiß, weil sie den Besenstiel mit aller Kraft umklammert, als sei er das Einzige, woran sie sich noch festhalten kann. Das Tuch verbirgt ihr Haar, und sie versinkt beinahe in der unförmigen, wenig modischen Nylonschürze. Sie wirkt völlig deplatziert.

»Wer sind Sie?«, frage ich nochmals, diesmal eine Spur freundlicher, um ihr keine Angst einzujagen. Sie hebt den Kopf – ihre Augen sind dunkelbraun und von den längsten Wimpern umrahmt, die ich je gesehen habe –, senkt aber den Blick sofort wieder.

Himmel!

Ein Blick in die endlosen Tiefen dieser Augen, und ich bin seltsam ... verunsichert. Sie ist mindestens einen Kopf kleiner als ich, maximal eins fünfundsechzig, mit hübschen Gesichtszügen: hohe Wangenknochen, süße Stupsnase, helle Haut und Lippen. Sie sieht aus, als täten ihr ein paar Tage Sonne und eine herzhaft Mahlzeit gut.

Dass sie hier putzt, habe ich mittlerweile begriffen. Aber warum sie? Ist sie der Ersatz für meine bisherige Putzfrau? »Wo ist Krystyna?«, frage ich, während mich ihr Schweigen ein wenig zu frustrieren beginnt. Vielleicht ist sie ja Krystynas Tochter – oder Enkelin.

Sie hat die Oberlippe zwischen ihre gleichmäßigen weißen Zähne gezogen und weigert sich noch immer, mir ins Gesicht zu blicken.

Sieh mich an, denke ich. Am liebsten würde ich die Hand nach ihr ausstrecken und sie dazu zwingen. In diesem Moment hebt sie den Kopf, als hätte sie meine Gedanken gelesen. Nervös leckt sie sich mit der Zunge über die Unterlippe. Ich spüre die Anspannung in meinem Körper, als heißes Verlangen durch meine Adern schießt.

Heilige Scheiße!

Ich kneife die Augen zusammen, als die Lust in mir kalter Wut weicht. Was um alles in der Welt ist eigentlich los mit mir? Wie kann eine Frau, die ich noch nie gesehen habe, eine solche Wirkung auf mich haben? Wie verrückt ist das denn? Ihre Augen unter den sanft geschwungenen Brauen werden riesig; sie weicht einen Schritt zurück und fummelt mit dem Besen herum, der ihr prompt aus den Fingern gleitet und polternd auf dem Fußboden landet. Mühelos und anmutig bückt sie sich, um ihn aufzuheben. Als sie sich aufrichtet, breitet sich eine verlegene Röte auf ihren Wangen aus, und sie murmelt etwas Unverständliches.

Du liebe Güte. Habe ich sie so eingeschüchtert?

Das war nicht meine Absicht.

Ich bin zornig auf mich selbst, nicht auf sie.

Möglicherweise hat ihr Schweigen einen anderen Grund. »Vielleicht verstehen Sie mich ja gar nicht«, sage ich mehr zu mir selbst und streiche mein Haar glatt, das mir noch von der Nacht wild vom Kopf absteht. Krystynas Englisch hatte sich auf »Ja« und »Hier« beschränkt, während ich ihr mit Händen und Füßen klarzumachen versuchte, wenn ich etwas außer der Reihe von ihr benötigte. Das Mädchen ist vermutlich ebenfalls Polin.

»Ich bin Putzfrau, Mister«, flüstert sie, den Blick wieder gesenkt, sodass ihre Wimpern einen fächerförmigen Schatten auf ihre Wangen werfen.

»Wo ist Krystyna?«

»Sie ist zurück in Polen.«

»Seit wann?«

»Seit letzter Woche.«

Aha. Das ist ja etwas ganz Neues. Wieso wusste ich nichts davon? Ich mochte Krystyna. Sie hat seit drei Jahren für mich gearbeitet und kannte alle meine kleinen schmutzigen Geheimnisse. Ich konnte mich noch nicht einmal von ihr verabschieden.

Vielleicht ist es ja nur vorübergehend. »Und kommt sie zurück?«, frage ich. Die Stirnfurchen des Mädchens werden tiefer, doch sie schweigt weiterhin. Ihr Blick fällt auf meine Füße. Aus irgendeinem Grund werde ich verlegen. Die Hände in die Hüften gestemmt, trete ich einen Schritt nach hinten, während meine Verwirrung wächst. »Wie lange sind Sie schon hier?«

»In England?«, fragt sie atemlos und kaum hörbar.

»Ja, und sehen Sie mich an, wenn Sie mit mir sprechen.«

Wieso ist sie bloß so unwillig?

Abermals schließen sich ihre schlanken Finger um den Besenstiel, als wollte sie ihn notfalls als Waffe benutzen. Sie schluckt, hebt den Kopf und betrachtet mich mit diesen großen, dunklen Augen. Augen, in denen ich am liebsten ertrinken möchte. Mein Mund wird trocken, während sich mein Körper erneut meldet.

Vergiss es!

»Ich bin seit drei Wochen in England.« Ihre Stimme ist kräftiger, klarer als erwartet, mit einem Akzent, den ich nicht recht zuordnen kann. Sie reckt beim Sprechen ein wenig trotzig das Kinn. Mittlerweile haben ihre Lippen etwas Farbe; ihre Unterlippe ist ein wenig voller als die obere, die sie ein weiteres Mal angespannt ableckt.

Erregung durchströmt mich. Ich weiche einen nächsten Schritt zurück. »Drei Wochen?«, wiederhole ich, erstaunt über meine starke Reaktion auf sie.

Was passiert hier gerade?

Was hat sie an sich?

Sie ist exquisit, das ist los, sagt die leise Stimme in meinem Kopf.

Stimmt. Für eine Frau in Kittelschürze ist sie rattenscharf.

Konzentrier dich. Noch hat sie meine Fragen nicht beantwortet. »Nein. Ich meinte, wie lange Sie schon hier in der Wohnung putzen?«

Woher kommt dieses Mädchen? Ich überlege fieberhaft. Mrs. Blake hat dafür gesorgt, dass Krystyna bei mir arbeiten kann. Ihr Ersatz schweigt nach wie vor.

»Sprechen Sie Englisch?«, frage ich, um sie zu zwingen, endlich den Mund aufzumachen. »Wie heißen Sie?«

Sie blickt mich mit gerunzelter Stirn an, als wäre ich ein kompletter Vollidiot. »Ja. Ich spreche Englisch. Mein Name ist Alessia Demachi. Ich war seit zehn Uhr heute Morgen in Ihrem Apartment.«

Wow. Sie spricht also nicht perfekt, aber fließend Englisch.

»Gut. Okay. Wie geht es Ihnen, Alessia Demachi. Mein Name ist ...«

Was soll ich jetzt sagen? Trevethick? Trevelyan?

»Maxim.«

Sie nickt knapp, und einen Moment lang denke ich, sie macht gleich einen Knicks, aber sie steht einfach nur da und zieht mich mit ihrem bangen Blick aus.

Mit einem Mal ist es, als kämen die Wände immer näher und erdrückten mich. Ich verspüre den Drang, vor dieser Fremden mit den seelenvollen Augen zu fliehen. »Nun, es freut mich, Sie kennenzulernen, Alessia. Sie sollten dann wohl

lieber weitermachen.« Ich halte kurz inne. »Da wir gerade dabei sind«, füge ich hinzu, »Sie könnten mein Bett abziehen.« Ich mache eine vage Geste in Richtung meines Schlafzimmers. »Sie wissen, wo die Laken aufbewahrt werden, oder?«

Sie nickt, rührt sich aber nicht vom Fleck.

»Ich gehe in den Fitnessraum«, murmle ich und frage mich, weshalb ich mich gegenüber einer wildfremden Frau erkläre.

Er macht kehrt und geht in Richtung Schlafzimmer. Alesia stützt sich auf den Besen auf und atmet erleichtert aus, während sie das Spiel der Muskeln auf seinem Rücken beobachtet ... bis hinunter zu den beiden Grübchen über dem Bund seiner Jeans. Der Anblick bringt sie völlig aus dem Konzept. Restlos. Noch mehr als vor ein paar Tagen, als sie ihn im Bett gesehen hat. Als er um die Ecke biegt, schließt sie die Augen, und das Herz rutscht ihr in die Hose.

Zwar hat er sie nicht vor die Tür gesetzt, aber es könnte immer noch passieren, dass er Magdas Freundin Agatha anruft und sie bittet, jemand anderen zu finden, der seine Wohnung putzt. Er schien wütend über die Störung gewesen zu sein, und zum Schluss sogar noch wütender.

Aber warum?

Sie versucht, ihre aufkeimende Panik beim Anblick des Flügels im Wohnzimmer niederzukämpfen.

Nein. Das darf nicht passieren. Im Notfall wird sie ihn sogar anbetteln, sie nicht fortzuschicken. Sie will nicht weg. Kann nicht. Der Flügel ist ihre einzige Möglichkeit, all dem zu entfliehen. Ihr einziges Glück.

Und dann ist da noch der Mister selbst. Sein flacher Bauch, seine nackten Füße, seine intensiven Augen, all das sieht sie vor sich. Er hat das Gesicht eines Engels und den Körper

eines ... nun ja ... Sie wird rot. An solche Dinge sollte sie gar nicht erst denken.

Aber er ist so attraktiv.

Nein. Hör auf. Konzentrier dich.

Mit hektischen Bewegungen erlöst sie den Holzfußboden von nicht vorhandenem Staub. Sie wird die beste Putzfrau sein, die er je hatte, damit er sie nie wieder hergeben möchte. Entschlossen marschiert sie ins Wohnzimmer, um zu fegen, zu wischen, zu polieren.

Zehn Minuten später hört sie die Wohnungstür ins Schloss fallen, gerade als sie die schwarzen Kissen auf der L-förmigen Couch aufschüttelt.

Gut. Er ist weg.

Sie geht ins Schlafzimmer, um die Laken abzuziehen. Im Zimmer herrscht das gewohnte Chaos – Kleider und seltsame Lederdinge liegen auf dem Fußboden, die Vorhänge sind halb zurückgezogen, und das Bettzeug ist zerwühlt –, doch sie macht sich zügig an die Arbeit. Kurz fragt sie sich, was der Seidenschal am Kopfteil des Betts zu suchen hat, doch dann knotet sie ihn auf und legt ihn neben die Lederfesseln auf den Nachttisch. Wozu mögen die Sachen wohl dienen?, fragt sie sich, während sie ein sauberes weißes Laken aufzieht. Sie hat keine Ahnung und will lieber gar nicht damit anfangen, Spekulationen anzustellen. Anschließend geht sie ins Badezimmer, um dort weiterzumachen.

Ich laufe wie der Teufel, bringe die fünf Meilen auf dem Laufband in Rekordzeit hinter mich, trotzdem kann ich nicht aufhören, die Unterhaltung mit der neuen Putzfrau wieder und wieder in Gedanken durchzuspielen.

Verdammt, verdammt, verdammt.

Ich bücke mich, stütze mich mit den Händen auf den Knien ab und ringe nach Atem. Ich laufe vor meiner beschissenen Putzfrau und ihren riesigen braunen Augen davon.

Nein. Eher vor meiner Reaktion auf sie.

Die Augen werden mich für den Rest des Tages verfolgen. Wieder bleibe ich stehen, wische mir den Schweiß von der Stirn, als ein Bild von ihr vor meinem inneren Auge aufflammt: Sie, auf den Knien, mit diesem schlichten Tuch, das ihr Haar verdeckt.

Sofort reagiert mein Körper.

Schon wieder.

Und bloß, weil ich an sie denke.

Fuck!

In meiner Wut beschließe ich, noch ein paar Gewichte zu stemmen. Ja. Das sollte helfen, sie aus dem Kopf zu bekommen. Ich nehme zwei schwere Kurzhanteln und lege los.

Natürlich gibt mir das Krafttraining erst recht Zeit zum Nachdenken. Ehrlich gesagt, macht mir meine Reaktion auf sie ein bisschen Angst. Ich kann mich nicht erinnern, wann jemand je eine solche Wirkung auf mich hatte.

Vielleicht ist es der Stress.

Ja. Das ist die logischste Erklärung. Die Trauer um Kit und alles, was seitdem passiert ist, setzt mir noch zu sehr zu.

Es überwältigt mich. Alles.

Kit, du elender Mistkerl. Wie konntest du mich mit all der Verantwortung im Stich lassen?

Entschlossen verdränge ich sämtliche Gedanken an meinen Bruder und an sie und zähle die Wiederholungen meiner Bizepscurls.

In zwei Stunden muss ich mit meiner Mutter zu Mittag essen.

Was für ein Scheißtag!

Alessia gibt die nasse Wäsche in den Trockner, als sie die Eingangstür hört.

Nein! Er ist zurück.

Sie stellt das Bügelbrett auf und bügelt die wenigen Kleidungsstücke, die schon trocken sind, heilfroh, dass sie sich im kleinsten Raum der ganzen Wohnung verstecken kann. Hier wird er wohl kaum hereinkommen. Beim fünften Hemd hört sie erneut die Tür zuschlagen. Sie ist also wieder allein. Ein wenig ärgert es sie, dass er ihr keinen Abschiedsgruß zugerufen hat, so wie beim letzten Mal, als er dachte, sie sei Krystyna, aber sie verdrängt den Gedanken und bügelt zügig zu Ende.

Danach geht sie ins Schlafzimmer, wo er, wie erwartet, seine Sportklamotten einfach nur auf den Boden hat fallen lassen. Mit spitzen Fingern hebt sie die schweißfeuchten Sachen auf und stellt überrascht fest, dass sie sie nicht mehr so abstoßend findet wie vor ihrer Begegnung. Sie legt sie in den Wäschekorb und geht weiter ins Bad. Der frische, würzige Seifenduft hängt noch in der Luft. Mit geschlossenen Augen saugt sie ihn tief ein und fühlt sich unvermittelt in das Tannenwäldchen hinter dem Haus ihrer Eltern in Kukës zurückversetzt. Einen Moment lang schwelgt sie in der Erinnerung, ignoriert das Heimweh, das sie überfällt. London ist jetzt ihre Heimat.

Sie macht das Waschbecken sauber. Als sie fertig ist, bleibt ihr noch eine halbe Stunde. Eilig geht sie ins Wohnzimmer und setzt sich an den Flügel. Ihre Finger lieben die Tasten, lassen die Klänge von Bachs Präludium in Cis-Dur in lebhaften Farben durch das Apartment tanzen, besänftigen ihre gequälte Seele.

Viel zu früh betrete ich das Lieblingsrestaurant meiner Mutter in der Aldwych Street, aber das ist mir egal. Ich brauche einen Drink, nicht nur, um die Begegnung mit der neuen Putzfrau zu vergessen, sondern auch als flüssige Stärkung, um für die Begegnung mit meiner Mutter gerüstet zu sein.

»Maxim!« Ich drehe mich um. Direkt hinter mir steht die einzige Frau auf dem Planeten, die ich tatsächlich heiß und innig liebe: Maryanne, meine um ein Jahr jüngere Schwester, durchquert den Eingangsbereich. Ich sehe, wie ihre Augen, die dieselbe Farbe haben wie meine, zu leuchten beginnen. Sie wirft mir die Arme um den Hals, wobei ihr rotes Haar mein Gesicht streift, da sie nur wenige Zentimeter kleiner ist als ich.

»Hallo, Frau Doktor. Du hast mir gefehlt«, sage ich und drücke sie an mich.

»Maxie.« Ihre Stimme bricht.

O Gott. Nicht hier.

Ich ziehe sie enger an mich, in der Hoffnung, dass sie nicht in Tränen ausbricht, und bemerke, dass auch meine Kehle plötzlich eng wird. Sie schnieft, und ihre Augen sind gerötet, als ich sie loslasse. Eigentlich sieht ihr so ein Gefühlsausbruch gar nicht ähnlich, weil sie eher nach unserer Mutter kommt, die ihre Emotionen stets rigoros unter Kontrolle hat. »Ich kann immer noch nicht fassen, dass er nicht mehr da ist.« Sie zerknüllt ein Taschentuch in ihrer Hand.

»Ja, das geht mir genauso. Komm, setzen wir uns und bestellen etwas zu trinken.« Ich nehme sie beim Ellbogen, als wir der Hostess zu unserem Tisch in dem großzügigen, holzvertäfelten Restaurant folgen, das mit seinen Messinglampen, den dunkelgrünen Ledermöbeln, den weißen Leinentischdecken und -servietten und den funkelnden Kristallgläsern

ein traditionelles Flair verströmt. Es herrscht reger Betrieb, etliche Geschäftsleute sitzen an den mit hauchzartem, edlem Porzellan gedeckten Tischen. Mein Blick heftet sich auf das ansehnliche Hinterteil der Hostess in dem schmalen Bleistiftrock und den hohen Pumps, deren Absätze auf dem Holzboden klackern, als sie vor uns hergeht. Ich rücke Maryannes Stuhl zurecht, ehe ich ebenfalls Platz nehme.

»Zwei Bloody Mary«, sage ich zu der Hostess, als sie uns die Speisekarte reicht und mir einen scheuen Blick zuwirft, den ich jedoch nicht erwidere. Toller Hintern und hübsches Lächeln hin oder her, aber ich bin einfach nicht in Stimmung für Spielchen, weil mir noch immer die Begegnung mit der neuen Putzfrau mit diesen erschrockenen dunklen Augen nachgeht. Ich verwerfe den Gedanken und wende mich meiner Schwester zu, während die Hostess sichtlich enttäuscht abzieht.

»Wann bist du denn aus Cornwall zurückgekommen?«, frage ich sie.

»Gestern.«

»Und wie geht es der gräßlichen Witwe?«

»Maxim! Du weißt, dass sie es nicht ausstehen kann, wenn du sie so nennst.«

Ich stoße einen übertriebenen Seufzer aus. »Na gut, wie geht es der werten Frau Mutter?«

Maryanne wirft mir einen vernichtenden Blick zu, doch dann verzieht sie das Gesicht.

Mist.

»Tut mir leid«, murmlte ich verlegen.

»Es hat sie wirklich schwer getroffen, auch wenn sie es nicht zeigt. Du kennst sie ja.« Tiefe Betrübtheit spiegelt sich in Maryannes Blick. »Außerdem habe ich das Gefühl, dass da irgendetwas ist, wovon sie uns nichts sagt.«

Ich nicke. Ich kenne meine Mutter nur allzu genau. Sie zeigt so gut wie nie, was wirklich in ihr vorgeht. Bei Kits Begräbnis hat sie nicht geweint, sondern mit größter Würde ihre perfekte Fassade gewahrt – spröde, aber voller Anmut, wie immer. Auch ich konnte keine Tränen vergießen ... weil ich viel zu verkatert dafür war.

Ich wechsele das Thema. »Wann fängst du wieder an zu arbeiten?«

»Am Montag«, antwortet Maryanne mit dem Anflug eines traurigen Lächelns.

Sie ist die Einzige von uns, die eine naturwissenschaftliche Laufbahn eingeschlagen hat. Nach ihrem Abschluss an der Wycombe Abbey School hat sie am Corpus Christi College in Oxford Medizin studiert und arbeitet inzwischen als Assistenzärztin mit Spezialgebiet Herz-Thorax-Erkrankungen im Royal Brompton Hospital. Sie ist ihrer Berufung gefolgt, die sich an jenem Tag manifestiert hat, als unser Vater einen schweren Herzinfarkt erlitt, dem er später erlag. Maryanne war damals fünfzehn und wollte ihn retten. Der Tod unseres Vaters hat jeden von uns auf unterschiedliche Art getroffen – Kit am allerschwersten, weil er sein Studium aufgeben musste, um sich seinen Pflichten als Familienoberhaupt zu widmen, wohingegen ich meinen einzigen elterlichen Verbündeten verloren habe.

»Wie geht's Caro?«, fragt sie.

»Sie trauert. Und ist stocksauer, weil Kit sie mit keiner Silbe in seinem Testament erwähnt hat, dieser blöde Idiot.«

»Wer ist ein blöder Idiot?«, sagt eine Stimme mit scharfem Mid-Atlantic-Akzent. Rowena, verwitwete Countess of Trevelthick, steht in einem makellosen dunkelblauen Chanel-Kostüm, Perlenschmuck und perfekt frisiertem kastanienbraunem Haar neben unserem Tisch.

»Rowena.« Ich stehe auf und gebe ihr einen flüchtigen Kuss auf die Wange, die sie mir hinhält, ehe ich ihren Stuhl für sie zurechtrücke.

»Ist das eine Begrüßung für eine trauernde Mutter, Maxim?«, tadelt Rowena, als sie Platz nimmt und ihre Birkin neben sich auf dem Fußboden abstellt, ehe sie über den Tisch greift und Maryannes Hand tätschelt. »Hallo, mein Schatz. Ich habe dich gar nicht gehen gehört.«

»Ich brauchte etwas frische Luft, Mutter«, sagt Maryanne.

Rowena, Countess of Trevethick, hat trotz der Scheidung von unserem Vater ihren Titel behalten. Die meiste Zeit pendelt sie zwischen New York, wo sie eigentlich lebt, und London, wo sie ein Hochglanzmagazin namens *Dernier Cri* herausgibt.

»Ich nehme ein Glas von dem Chablis«, sagt sie zu dem Kellner, der unsere Drinks serviert, und zieht missbilligend eine Braue hoch, als Maryanne und ich einen großen Schluck nehmen.

Sie ist immer noch unfassbar schlank und unfassbar schön, vor allem aus der Nähe. Meine Mutter war das »It-Girl« ihrer Generation und Muse von so manchem Fotografen, darunter auch meinem Vater, dem elften Earl of Trevethick, der sie regelrecht vergöttert hat. Sein Titel und sein Geld waren Verführung genug gewesen, dass sie ihn geheiratet hatte, doch die Trennung von ihm hatte mein Vater nie verwunden. Vier Jahre nach der Scheidung starb er an gebrochenem Herzen.

Ich mustere sie mit halb geschlossenen Augen. Ihr Gesicht ist glatt wie ein Kinderpo – zweifellos als Resultat ihres jüngsten chemischen Peelings. Die Frau ist geradezu besessen davon, sich ihre Jugendlichkeit zu bewahren, und weicht lediglich für ein Glas Weißwein hier und da von ihrer rigorosen

Diät aus Gemüsesaft oder sonst einem neuen Ernährungstrend ab, dem sie gerade folgt. Daran, dass meine Mutter eine echte Schönheit ist, besteht kein Zweifel, aber auch eine Heuchlerin, wie sie im Buche steht – und mein armer Vater hat einen hohen Preis dafür bezahlt.

»Wie ich höre, hast du dich mit Rajah getroffen«, sagt sie ohne Umschweife.

»Ja.«

»Und?« Sie blickt mich aus ihren leicht kurzsichtigen Augen an – natürlich trägt sie keine Brille, weil sie viel zu eitel ist.

»Es ist alles treuhänderisch auf mich übergegangen.«

»Und Caroline?«

»Nichts.«

»Aha. Nun ja, aber wir können das arme Mädchen ja nicht verhungern lassen.«

»Wir?«

Rowena wird rot. »Du«, korrigiert sie sich eisig. »Du kannst das arme Mädchen nicht verhungern lassen. Aber natürlich hat sie ihren Treuhandfonds, und wenn ihr Vater eines Tages das Zeitliche segnet, erbt sie ein Vermögen. Was das angeht, hat Kit auf das richtige Pferd gesetzt.«

»Es sei denn, ihre Stiefmutter enterbt sie«, erwidere ich und nehme einen weiteren Schluck von meiner Bloody Mary – den ich dringend nötig habe.

Meine Mutter schürzt die Lippen. »Wieso gibst du ihr denn keinen Job? Beispielsweise in dem Bauprojekt in Mayfair. Sie hat ein Händchen für Inneneinrichtung, und die Ablenkung täte ihr bestimmt gut.«

»Ich finde, wir sollten es Caroline überlassen, was sie tun will«, sage ich, wobei ich vergeblich versuche, nicht feindselig zu klingen; ich kann die Überheblichkeit nicht leiden, mit der

meine Mutter die Mitglieder der Familie herumkommandiert, die sie vor Jahren im Stich gelassen hat.

»Aber stört es dich denn nicht, dass sie in Trevelyan House wohnt?«, fragt sie, ohne auf meinen Tonfall einzugehen.

»Ich werde sie bestimmt nicht vor die Tür setzen, Rowena.«

»Würdest du bitte ›Mutter‹ zu mir sagen, Maximilian!«

»Wenn du dich wie eine benimmst, denke ich darüber nach.«

»Maxim«, warnt Maryanne, deren grüne Augen funkeln. Ich komme mir wie ein gemäßregelttes Kind vor und studiere mit zusammengepressten Lippen die Speisekarte, bevor ich noch etwas sage, was ich später bereuen könnte.

»Wir müssen noch die Details wegen der Gedenkfeier besprechen«, fährt Rowena geschäftsmäßig fort. »Ich habe mir überlegt, ob wir sie noch vor Ostern abhalten sollten. Ich lasse einen meiner besten Autoren den Nachruf auf Kit verfassen, es sei denn-« Sie hält inne, als ihre Stimme bricht. Überrascht sehen meine Schwester und ich auf. Ihre Augen werden feucht, und zum ersten Mal, seit sie ihr ältestes Kind zu Grabe getragen hat, sieht man meiner Mutter an, dass auch an ihr die Zeit nicht spurlos vorbeigegangen ist. Sie tupft sich mit ihrem mit Monogramm bestickten Taschentuch die Lippen ab und sammelt sich.

O Mann.

Ich komme mir wie der übelste Mistkerl vor. Sie hat gerade ihren ältesten Sohn ... ihren Liebling verloren.

»Es sei denn ...«, sage ich.

»Du oder Maryanne möchtet das übernehmen«, flüstert sie mit einem uncharakteristisch flehenden Blick auf uns beide.

»Klar«, sagt Maryanne, »ich mache das.«

»Nein. Ich sollte das übernehmen. Ich erweitere einfach meine Grabrede von der Beerdigung. Wollen wir bestellen?«

Die ungewohnte Gefühlsduselei meiner Mutter macht mich verlegen, daher wechsele ich lieber das Thema.

Rowena stochert in ihrem Salat, während Maryanne lustlos ihr Omelett auf dem Teller hin und her schiebt.

»Caroline meinte, sie sei vielleicht schwanger«, verkünde ich und schiebe mir einen Bissen Chateaubriand in den Mund.

Rowena blickt abrupt auf und kneift die Augen zusammen.

»Sie hat erzählt, dass sie es versuchen«, sagt Maryanne.

»Tja, sollte das stimmen, ist es vielleicht meine einzige Chance auf ein Enkelkind und für die Familie auf einen Erben, der den Titel für eine weitere Generation führen kann.« Rowena bedenkt uns beide mit einem vorwurfsvollen Blick.

»Damit würdest du Großmutter werden«, kontere ich trocken. »Wie verträgt sich das mit deiner süßen neuen Eroberung in New York?«

Rowenas Hang zu deutlich jüngeren Männern – manchmal sogar jünger als ihr Zweitgeborener – ist berüchtigt. Wieder kassiere ich einen bösen Blick, dem ich jedoch provozierend standhalte. Seltsamerweise habe ich das Gefühl, meiner Mutter heute das erste Mal wirklich die Stirn bieten zu können. Das ist eine Premiere, denn meine ganze Kindheit und Jugend hindurch habe ich – vergeblich – um ihr Wohlwollen gekämpft.

Maryanne macht ein finsternes Gesicht, doch ich zucke nur die Achseln und widme mich wieder meinem herrlich saftigen Steak.

»Weder du noch Maryanne macht Anstalten, sesshaft zu werden und eine Familie zu gründen, und ich kann nur beten, dass unser Immobilienbesitz nicht an den Bruder eures Vaters geht. Cameron ist ein hoffnungsloser Fall«, brummt Rowena

und geht auch jetzt nicht auf meine Unverschämtheit ein. Meine Begegnung mit Alessia Demachi kommt mir wieder in den Sinn. Ich runzle die Stirn und sehe Maryanne an, die ebenfalls stirnrunzelnd auf ihr unberührtes Essen starrt.

Was ist nur los?

»Was ist eigentlich aus dem jungen Mann geworden, mit dem du in Whistler Ski fahren warst?«, fragt Rowena.

Es dämmt bereits, als ich leicht angetrunken und völlig erledigt in meine Wohnung zurückkehre, nachdem mich meine Mutter einem regelrechten Kreuzverhör über den neuesten Stand all unserer Immobilien, der Londoner Pachtgrundstücke und der Renovierung der Apartments in Mayfair, ganz zu schweigen von dem Anlagevermögen der Trevethicks, unterzogen hat. Eigentlich hätte ich sie gern daran erinnert, dass sie all das einen feuchten Kehrriech angeht, stattdessen erfüllt es mich mit ungewohntem Stolz, dass ich ihre Fragen detailliert beantworten konnte. Selbst Maryanne war beeindruckt. Oliver Macmillan hat mich hervorragend vorbereitet.

Ich lasse mich auf das Sofa vor dem riesigen Fernseher in meiner blitzsauberen, aber sparsam möblierten Wohnung fallen, während mir die Unterhaltung mit der dunkeläugigen jungen Frau wieder in den Sinn kommt.

Wo sie wohl jetzt sein mag?

Wie lange bleibt sie in Großbritannien?

Wie sieht sie ohne diese unförmige Kittelschürze aus?

Welche Farbe hat ihr Haar? So dunkel wie ihre Brauen?

Wie alt ist sie? Sie sah blutjung aus. Vielleicht zu jung.

Zu jung wofür?

Unbehaglich rutsche ich auf dem Sofa herum und zappe durch die Kanäle. Vielleicht war meine heftige Reaktion auf sie ja eine einmalige Angelegenheit. Ich meine, das Mädchen

sah wie eine Nonne aus. Oder ich habe neuerdings eine Schwäche für Ordensschwwestern. Die Vorstellung ist so albern, dass ich lachen muss. In dem Moment summt mein Handy. Eine Nachricht von Caroline.

Wie war das Mittagessen?

Anstrengend. Die gräfliche Witwe war wie
üblich in Hochform.

Wenn du heiratest, bin ich die gräfliche
Witwe.

Wieso erzählt sie mir das? Außerdem habe ich keinerlei Interesse am Heiraten. Na ja ... nicht im Moment. Ich muss an die Tirade meiner Mutter über Enkelkinder denken und schüttele den Kopf. Kinder. Nein. Absolut nicht. Zumindest jetzt nicht.

Das wird so schnell nicht passieren!

Gut.

Was machst du?

Sitze zu Hause vor dem Fernseher.

Geht's dir gut? Kann ich rüberkommen?

Eine Caroline, die durch meine Gedanken geistert oder, schlimmer noch, sich an wesentlichen Teilen meines Körpers zu schaffen macht, ist so ziemlich das Letzte, was ich jetzt gebrauchen kann.

Ich bin nicht allein.

Das ist eine Lüge.

Du vögelst also immer noch durch die
Gegend. Verstehe :P

Du kennst mich einfach zu gut.
Gute Nacht, Caro.

Ich starre auf das Display und warte auf eine Antwort, aber es kommt nichts, deshalb wende ich mich wieder dem Fernseher zu, finde aber nichts Interessantes. Nach einer Weile schalte ich ihn aus, stehe auf und wandere ruhelos umher.

Schließlich setze ich mich an meinen Schreibtisch und öffne das Mailprogramm. Oliver hat ein paar Nachrichten zu diversen Angelegenheiten unserer Anwesen geschickt, aber damit will ich mich an einem Freitagabend nicht befassen. Überrascht stelle ich fest, dass es erst 20 Uhr ist; viel zu früh, um auf die Piste zu gehen. Außerdem reizt mich die Vorstellung eines überfüllten Clubs nicht sonderlich.

Einerseits fällt mir die Decke auf den Kopf, andererseits habe ich keine Lust auszugehen, deshalb setze ich mich an den Flügel, wo eine Komposition wartet, mit der ich schon vor Wochen angefangen habe. Ich folge den Noten, höre die Melodie in meinem Kopf, und ehe ich mich versehe, gleiten meine Finger über die Tasten. Unwillkürlich sehe ich das Gesicht eines jungen Mädchens mit dunkelbraunen Augen, die mich regelrecht zu durchdringen scheinen, vor mir. Neue Arrangements kommen mir in den Sinn, ich improvisiere, spiele weiter, weit über das Ende meiner Komposition hinaus.

Wahnsinn!

Abrupt halte ich inne, ziehe mein Handy heraus, rufe die Sprachnotiz-App auf und drücke die Aufnahmetaste. Dann

fange ich noch einmal von vorn an. Die Klänge hallen im Raum wider. Aufrüttelnd. Melancholisch. Sie berühren mich, inspirieren mich.

Ich bin Putzfrau, Mister.

Ja. Ich spreche Englisch. Mein Name ist Alessia Demachi.

Alessia.

Als ich auf die Uhr sehe, ist es bereits nach Mitternacht. Ich strecke die Arme aus, werfe einen Blick auf das Notenblatt vor mir. Ich habe ein vollständiges Stück geschrieben. Es ist ein gutes Gefühl. Wie lange habe ich es schon versucht? Und am Ende hat eine einzige Begegnung mit meiner Putzfrau genügt. Kopfschüttelnd stehe ich auf und gehe zum ersten Mal seit langer Zeit allein und früh zu Bett.